



Wer in dieser zusammenbrechenden Welt überleben will, muss für das Ticket in die Arche eine Milliarde Dollar zahlen: Szenefoto aus Roland Emmerichs Film „2012“.

Foto Sony Pictures

## Das Publikum bevorzugt wohlige Schauer

Von unserer schrillen Lust am Weltuntergang profitiert eine ganze Industrie: Eva Horn arbeitet sich durch Szenarien globaler Katastrophen-Fiktionen.

Es liegt auch im Weltuntergang eine Art Trost. Was stört am Tod, ist ja weniger das Ende der eigenen Existenz als das rücksichtslose Überleben der anderen. Das macht den Gedanken an eine Zukunft ohne den Menschen attraktiver als den an eine Menschheit ohne die eigene Person. Der Weltuntergang – ein Idealfall vollständiger Inklusion. Hans Blumenberg hat diesen Gedanken als Erster formuliert.

Es ist ein koketter Gedanke, der genau das Übermaß an Kultur über das Existentielle zeigt, das in der Katastrophe so leicht über Bord geworfen werden soll. Und er wäre nicht so verlockend, gäbe es nicht noch einen Beobachter zweiter Ordnung, der, einsam über die Savannen streifend, die Ruinen der Zivilisation in stoischer Ruhe betrachtet. Dieser letzte Mensch gehört zum Stammpersonal der Katastrophenfiktionen, die Kino und Literatur in letzter Zeit verstärkt heimsuchen.

Die Wiener Literaturwissenschaftlerin Eva Horn hat diese Katastrophen-schwemme durchgearbeitet und zu einer gewichtigen Studie gebündelt, die von den romantischen Untergangsvisionen über die Planspiele des Kalten Krieges bis zu den Blockbustern des Hollywoodkinos reicht. Am Ende steht Cormac McCarthy's Roman „The Road“ (2006), in dem ein Vater mit seinem Sohn durch eine aschgraue postapokalyptische Landschaft stapft.

Die ersten Fragen liegen auf der Hand: Warum stellt sich die Gegenwart die Zukunft so gern als Schreckbild vor? Und weshalb erscheint die Welt nach dem Untergang so oft als grasiges Idyll? Horn gibt zwei Antworten: Erstens steht die Katastrophenflut für die Abrechnung mit der Modernisierungstheorie und ihrem Fortschrittsglauben. Zweitens geht es um Katastrophenkonsum im Kinosessel. Wir genießen den wohligen Schauer, wenn die Welt auf der Leinwand in Schutt und Asche gelegt wird, und hoffen, dass die wirkliche noch etwas bleiben darf.

Vorrangig geht es Horn aber um die überlegene Erkenntnis der Katastrophenfiktion. Über das Weltende und die Zeit danach kann schließlich nur das fiktionale Genre etwas sagen. Diese Vorstellungen sind keine freie Phantasie, sie verändern ihre Form mit dem Stand des Wissens, nehmen aktuelle Ängste vor Epidemien, Klimaveränderungen, knappen Ressourcen auf und sagen etwas über latente Gefahren und existentielle Werte, wo andere Gattungen schweigen müssen. Die Unruhe über das Hypothetische der Zukunft zu beruhigen ist nicht die unwichtigste Funktion.

Horn lässt diese Unruhe vor gut zweihundert Jahren beginnen, als die Aufklärung den eschatologischen Rahmen durchbrach und die Zukunft in die Hand des Menschen legte. Vorbei war es mit Schicksal und letztem Gericht. Die Aufklärung knüpft daran große Hoffnungen, die Romantik erschrickt über den leeren Horizont. In gebotener Drastik formuliert es Lord Byrons Langgedicht „Darkness“, ein dunkler Albtraum mit düsterer Aussicht: Der letzte Mensch erweist sich als wild um sich beißender Kannibale.

Die Katastrophe wird weltlich. Schon in Byrons Unheilsposie floss reale Erfahrung ein: Das Entstehungsjahr 1816 war von ungewöhnlichen klimatischen Schwankungen durchzogen. Ganz in der Regie des Menschen ist die Zukunft schon in François des Grainvilles Roman „Le dernier homme“, in dem sich die Titelfigur zum Fortpflanzungsverzicht entschließt, in der Ahnung, ein möglicher Nachfolger werde nur noch böser sein.

Das Atomzeitalter macht die ultimative Vernichtung als Option menschlichen Handelns vollends real. Atomstrategen entwerfen ihre Kalküle über Vernichtung und Absicherung durch die Bombe. Der Fiktion schreibt Horn die Rolle zu, die strategische Rationalität zu unterlaufen und die obszöne Katastrophenlust hinter dem Atomkonflikt aufzudecken. In Leo Szilards „Mined Cities“ haben die verfeindeten Mächte gegenseitig ihre Großstädte unterminiert, jederzeit sprengbereit. Kubricks „Dr. Strangelove“ feiert die Selbstausschöpfung mit einem orgasmischen Ritt auf der Bombe. Auch hier tritt die egalitäre Idee als Movers der Selbsterstörungslust auf: Vor dem Atomschlag sind alle gleich.

Der Tanz auf dem Vulkan weicht später der kühlen Vision des nuklearen Winters. In McCarthy's „Die Straße“ rückt die Katastrophenursache in den Hintergrund. Im Vordergrund steht das hypothetische Moment, die Ungewissheit über eine von Millionen möglichen Wendungen abhängige Zukunft. Die Klimaforschung ist das Paradebeispiel der hypothetischen Katastrophe: Ihre Simulationen arbeiten mit Wahrscheinlichkeiten, Durchschnittswerten und Teilbildern. Am Beispiel von Tschernobyl demonstriert Horn in mustergültiger Akribie, wie viele Details zusammenkommen mussten, damit der Reaktor explodierte, und wie viel Unwissenheit es unter den Beteiligten darüber gab.

Im technisch Hochkomplexen wird die Fiktion zum Echolot verborgener Gefahr. Je unschärfer die Zukunft, desto größer die Erwartung an sie, den realen Kern der Bedrohung sichtbar zu machen, ein diffuses Grundgefühl der Angst zu lösen, wie es Don de Lillo's „White Noise“ (1985) exemplarisch formuliert. Im Buch verschwindet es nicht einmal nach der Katastrophe, einem Chemieunfall, weil das Wissen über die Folgen so spekulativ ist.

Besonders in den größeren Erdschlächten, wo extraterrestrische Killermaschinen oder ewiger Frost die Menschheit bedrohen, soll Fiktion die Wahrheit über den Menschen formulieren. Die Prioritäten im nackten Existenzkampf sind unterschiedlich gesetzt. Der Filmklassiker „Soylent Green“ löst Ressourcenknappheit durch den industriell organisierten Verzehr von Menschenfleisch, Roland Emmerichs „2012“ macht Weiterleben zum Vorrecht der Vermögenden. Über allem schwebt die Kleinfamilie als letzte Bastion des Menschengeschlechts. Nur wenige wagen den Ausbruch aus diesem Schema, wie Becketts „Endspiel“, wo die Eltern in Mülltonnen hausen.

Horn navigiert leichthändig durch die Unheilsfluten, ohne an Tiefgang zu verlieren. Bisweilen übertreibt sie es etwas mit der Macht der Fiktion. Ihr Buch ist nicht frei von angestrengter Intellektualisierung, wo sie versucht, das fiktionale als die eigentliche, überlegene Katastrophenwissen auszugeben. Stimmt es denn wirklich, dass im Medienzeitalter keine Katastrophe mehr denkbar ist, die nicht vorher auf dem Bildschirm gelaufen ist? Realistisch bleibt sie aber bei der Einschätzung der Wirkungspotentiale. Das Publikum wird größtenteils den wohligen Schauer bevorzugen. Die Fiktion hat ihren Wert darin, die blinden Flecken der Gegenwart aufzuhehlen. Eine Gebrauchsanweisung für die Apokalypse ist sie nicht.

THOMAS THIEL

Eva Horn: „Zukunft als Katastrophe“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2014. 480 S., geb., 24,99 €.



## Stilblüten auf Blumenwiesen

Dave Goulson widmet sich unter anderem der Hummel

Elf Jahre alt war Mozart, da komponierte er schon. Gauß entdeckte mit neun seine Summenformel. Aber Entomologen von Weltrang fangen noch früher an: Auguste Forel beginnt im Alter von acht Jahren seine Beobachtungen von Ameisengesellschaften, Jean-Henri Fabre und Edward O. Wilson nehmen ihre Insektenstudien als Sechsjährige auf, und auch der britische Hummelforscher Dave Goulson beginnt sein Buch mit der Erinnerung an den Garten seiner Eltern, in dem er mit sieben Jahren seine naturkundliche Ausbildung begann. Schon der Grundschüler pflanzte dort Hornklee, Saalweiden und Lungenkraut an in der Hoffnung, dass sich neue Hummelvölker in der Nähe dieses Schlaraffenlandes ansiedeln würden. Mit Erfolg: Mehrere Hummelköniginnen gründeten Kolonien, an denen der kleine Dave die Lebensweise des sozialen Insekts studieren konnte. Der erwachsene Dave, seines Zeichens Biologieprofessor, setzt nun in großem Maßstab das Projekt fort, das er im Garten seiner Eltern begann. Mit Unterstützung einer von ihm gegründeten Stiftung, des Bumblebee Conservation Trust, und anderer Umweltschutzverbände setzt er sich dafür ein, in der unter landwirtschaftlichen Monokulturen verarmten Landschaft Englands Habitate in Gestalt blumenreicher Wiesen zu schaffen. Das ist leider nötig, denn die Hummeln zählen zu den bedrohten Gattungen, weil achtundneunzig Prozent dieser Wiesen, die es in den vierziger Jahren in England noch gab, mittlerweile verschwunden seien. Einschließlich der Blüten, die den Hummeln am liebsten sind. Rotklee zum Beispiel, den Goulson in seinem Garten in der Charente anpflanzt, um Hummeln anzulocken.

Den Erwerb seines französischen Anwesens beschreibt Goulson auf mehr als zehn Seiten. Damit ist ein hervorstechendes stilistisches Merkmal seines Buchs berührt: Details umständlich zu entfalten, die mit dem Thema nichts zu tun haben. So erfährt man allerhand: Dass Jennifer auch Jenn genannt wird, geschieden ist und Ingwerkekse mag; dass Steph auf eine Online-Anzeige eines Schweden reagiert hat; dass es in Nordtansmanien ein Pub gibt, in dem ein Schwein namens Priscilla Bier trinkt, wenn man ihm eines spendiert, und vieles mehr.

Goulson, der über Hummeln kurze, präzise und prägnante wissenschaftliche Texte in herausragenden Wissenschaftsjournalen veröffentlicht hat, zieht auf diese Weise einen Text in die Länge, dessen eigentliches Thema, nämlich eine kurze Geschichte der Hummel, auf vielleicht fünfzig Seiten abgehandelt wird. Was man über Hummeln wissen muss, über ihre Evolutionsgeschichte, ihren Lebenszyklus, über ihre Organisation als soziale Insekten, ihre Genetik und ihre wichtige ökologische wie ökonomische Funktion als Bestäuberin – all dies wird anschaulich geschildert, geht aber beinahe unter zwischen mehr oder minder amüsanten Anekdoten, Altherrenwitzeln und anschließenden Detailerzissen.

Jeder Hummelfreund kann bei Goulsons Stiftung für nur zehn Pfund eine „hummelfreundliche Samenmischung“ erwerben und eine Wildblumenwiese anlegen. Das ist sicher eine gute Investition. Im Gegensatz zum Aufwand für Erwerb und Lektüre eines Buchs, das sich nicht entscheiden kann, was es sein will: Pamphlet eines Umweltaktivisten, Sachbuch eines Entomologen, Anekdotensammlung eines Professors oder Stilblütenkunde. NIELS WERBER

Dave Goulson: „Und sie fliegt doch“. Eine kurze Geschichte der Hummel. Aus dem Englischen von Sabine Hübner. C. Hanser Verlag, München 2014. 320 S., geb., 19,90 €.

## Ohne überschlaues Gerede über Glück und Unglück

Eine Entdeckung, nun endlich auch auf Deutsch: Das schnelle Leben und unheimlich gegenwärtige Schreiben des koreanischen Schriftstellers und Dandys Yisang

Der koreanische Schriftsteller, Café-Betreiber, Dandy und Herumtreiber Yisang war nur 26 Jahre alt, als er 1937 in der Universitätsklinik von Tokio an Tuberkulose starb. Aber die Suggestionskraft dieses kurzen Lebens hält in Korea noch heute an. Nicht weniger als vier verschiedene Gesamtausgaben sind in den letzten Jahrzehnten erschienen, und in dem Roman „Good bye, Yisang“ des 1970 geborenen Autors Kim Yonsu verwickelt sich ein Yisang-Forscher so heillos in die Ideosynkrasien seines Objekts, dass er am Ende eine dieser Obsessionen selbst realisiert: Er bringt sich um.

Der österreichische Verlag Droschl veröffentlicht nach einer Gedicht-Anthologie nun eine Prosasammlung dieses eigenartigen, im Westen bisher wenig bekannten Autors, die mit Fotos, einer biographischen Zeittafel und einem informativen Nachwort der Übersetzerin Hanju Yang zugleich eine Skizze der Gestalt liefert, die ihrerseits wie eine literarische Entdeckung wirkt. Nach der Lektüre des schmalen Bandes weiß man: Dieser Yisang mit seinem surrealen Sarkasmus und der unheimlich gegenwärtigen Ironie im Umgang mit der eigenen Ich-Rolle ist eine wirkliche Entdeckung.

Nicht dass hier etwas Vollenendetes zu bewundern wäre. Von keiner der Erzählungen dieses Bandes wüsste man im Nachhinein so genau zu sagen, wovon sie über-



Wichtige Stimme der Moderne in Korea: Das Werk Yisangs (1910 bis 1937) entstand in nur sechs Lebensjahren. Foto Verlag

haupt handelt. Ihr Anfang und ihr Ende sind undeutlich, viele Sätze lesen sich in ihrer allegorischen Losgelöstheit von einem bestimmten Handlungskontext wie Gedichtzeilen, doch anders als zum Beispiel bei Kafka ist diese Hintergründigkeit nicht durchgearbeitet, so dass sie auch für sich stehen könnte. Yisang scheint so schnell geschrieben zu haben, wie er gelebt hat, da bleibt vieles flüchtig, fragmentarisch, offen.

Doch die Sueden all der wunderlichen Menschen in diesen Erzählungen stecken den Leser mit ihrer Atemlosigkeit an. „Das war natürlich alles gelogen“, heißt es einmal über den Brief einer rätselhaften jungen Frau: „Aber wie nervenaufreibend ist ihre kühne Strategie, wie ein zum Zerreißen gespannter Bogen, der bereit ist, einen Pfeil mitten ins Herz abzuschleßen.“ Das könnte man auch über Yisangs Schreiben sagen.

Alles ist gelogen, aber nichts ist falsch. Schon der Name ist ein Pseudonym, das sich Kim Haekyong in seinem neunzehnten Lebensjahr gab. Er war nach seinem Studium damals gerade als Bauingenieur in Staatsdienste getreten, und ein japanischer Bauarbeiter redete ihn irrtümlich als yi-san, Herr Yi, an. Kim nutzte die japanische Sprachverfremdung für sein eigenes Vieldeutigkeitsprogramm: „Yisang“ kann auf Koreanisch „merkwürdig“, „Ide-

al der Vollkommenheit“, „abnormal“ oder auch „Ende einer Durchgabe“ bedeuten. Von Anfang bis Ende war sein Leben eng mit der japanischen Kolonialherrschaft verbunden. Geboren wurde er 1910, einen Monat vor der japanischen Annexion Koreas, und er starb, kurz nachdem er wegen des Verdachts „antikolonialistischer Umtriebe“ in Tokio 34 Tage in Haft verbracht hatte. Sein Interesse an avantgardistischer Literatur wurde durch japanische Schriftsteller geweckt, und er schrieb seine Gedichte selbst zunächst auf Japanisch. Vielleicht war dieser eng zusammenhang, den Moderne und Kolonialismus für ihn hatten, auch schuld daran, dass er sich die zeitgenössische Existenz nicht anders als etwas Zerrissenes, Entfremdetes, zutiefst Unauthentisches vorstellen konnte. „Die Leute halten mich für ziemlich exzentrisch, für jemand Außergewöhnlichen, der heimlich einen welterschütternden Plan verfolgt. Also muss ich den Sonderling spielen, und das einfachste Mittel hierfür ist Schlaf. Daher präsentiere ich mich den anderen tagsüber schlafend“, heißt es in den ein halbes Jahr vor seinem Tod geschriebenen „Letzten Aufzeichnungen“.

Das tagsüber Schlafen ist eines der immer wiederkehrenden Motive in den Erzählungen, bei denen die Übergänge zwischen Fiktion und eigenem Leben fließend sind. Andere sind seine Tuberkulose-

krankheit, seine Liebschaften mit Prostituierten, Selbstmordgedanken und die fixe Idee, nach Tokio zu gehen. Dem, wofür ihn die anderen Leute halten, setzt er eine eigene Stilierung entgegen. Alles hängt davon ab, dass der Stil nicht der Kontrolle entgleitet; ihm soll es nicht wie Tolstoj ergehen, der das „gelungene Schauspiel“ seines Lebens „noch in seinen letzten fünf Minuten mit albernem Worten zumächte“. Daher bisweilen die Sorge, die „Maskerade meiner Person“ könnte vielleicht zu extravagant sein. Der wirkliche Yisang trug, nachdem er in Seoul sein erstes von Intellektuellen stark frequentiertes Café aufgemacht hatte, weißen Smoking, Lackschuhe und Panamahut.

Auch die Struktur der Texte selbst hält einen maximalen Abstand zu naiven Echtheitsvorstellungen. Personen, Situationen und Assoziationen sind oft nur Collagen aus klassischen und zeitgenössischen Zitaten, verbunden durch einen unaufhörlichen Bewusstseinsstrom, der auch in der deutschen Übersetzung, die Heiner Feldhoff und Gerda Kneifel zusammen mit Hanju Yang vorgenommen haben, drängend voranprescht.

Gibt es etwas, was hinter all diesen Posen, Masken, Spiegeln und Zitaten steckt? Gewiss der fortschreitende Verfall des Körpers, dessen sich Yisang sehr bewusst war. Eine große, manchmal

überwältigende Müdigkeit. Und immer wieder Geld, Sex, Untreue, Literatur. „Nichts als dösen und faulenzeln, das war hier möglich ohne jedes überschlauere Gerede über Glück und Unglück“, heißt es in der Erzählung „Flügel“, in der sich alles, was man Wirklichkeit nennen könnte, zusehends auflöst. Mit immer verzweifelteren Listen betrügt sich der Ich-Erzähler über seine Situation, in der er von seiner offenbar als Prostituierte tätigen Frau als Gefangener in der eigenen Wohnung gehalten wird. Gleichzeitig hat man das Gefühl, als habe er alles schon durchschaut: „Haben Sie jemals ein erstarrtes Genie zu Gesicht bekommen, leblos, wie präpariert? Schauen Sie, ich bin überaus vernünftig.“ Vielleicht ist dies das größte Geheimnis von Yisangs Wirkung – leblos sein zu können mit einer solchen Vitalität. MARK SIEMONS

Yisang: „Betriebsferien und andere Umstände“. Erzählungen. Aus dem Koreanischen von Hanju Yang, Heiner Feldhoff, Gerda Kneifel und mit einem Nachwort von Hanju Yang. Literaturverlag Droschl, Graz 2014. 224 S., geb., 23,- €.

